Nur eine Stunde.

Skizze von Rose Kannen.

er Kellner begrüßt sie mit respektv
t, dabei mitleidiger Verbeugung
folgt ihr in die Ecke, wo sie zu
ssen. Sie hat sich, wie sie an
Tischen vorübergehen, umgeschaut
ungstvollen, suchenden Augen.
Tasse — und dann Schokolade —
später."
er Kellner nickt verständnißvoll
schielt dann, mit seinem Kollegen
end, hinüber zu ihr. Sie ist so
, daß jeder ihr nachgeblickt hat,
unter einem Zwange. Die Müd
t und Hast, mit der sie angekleidet
scheint, können ihr nichts von der
ffverständlichkeit nehmen, mit der
eleganten Kleider zu ihr gehören,
können den Duft von gutem Geld
und guter Erziehung nicht
ehren.
ie Ringe sind abgestreift, sie
gt ihre Finger nervös ineinander
läßt sie aus der Umklammerung,
e wieder zu verschlingen und sie
egen, daß sie schmerzen.
ie Körperschmerz wohlthun kann!
er wenigstens Augenblicke lang
anderen Schmerz schweigen macht!
hre Tasse schiebt sie beiseite, um
Arme auf die unbehagliche kalte
rmorplatte zu stellen und mit den
fest zusammengekrampften Hän
die bebenden Lippen zu stützen.
hn viertel ist es bald! Ihr Ge
vergiebt sich wie zum Weinen.
alle Menschen beobachten sie. Und
che gehen absichtlich an ihr vorbei,
um sie noch einmal zu sehen.
ie müthend sie das hier macht in
kleinen Cafés, wo man sie wohl
eine Abenteurerin oder sonst et
halten mag. Sie möchte ihnen
äuste ballen und ihnen Gesichter
iden, wie sie als Kind gethan,
sie gehen und sich wegdrehen und
um sie und ihre Ungeduld und
h nicht scheeren.
weiMinuten nach ein viertel. Und
t doch ihr Mittwoch und der alte
den er bestimmt hat, weil er in
Mitte von ihnen beiden gelegen ist.
ndlich, endlich! Die Spannung
den nervösen, temperamentvollen
en löst sich, und dämmernder
den lächelt im Licht ihrer Augen.
sich! An der Hand des ältlichen,
ch freundlichen Fräuleins, dessen
t unverschämten Gruß sie unbe
t läßt, ihr Abgott!
nd sie steht auf und trägt in ihren
nen alle ihre Sehnsucht, alle.
ts weiter will sie mehr, nichts an
s, nur ihr Kind! Und sie fühlt
'er als je, daß sie gut sein kann
gut bleiben kann, wenn man ihr
ihr läßt, und daß alle Dämonen
hr nur wach werden und wach
en, wenn sie allein ist.
ber mitten in ihren Liebkosungen,
das Kind erstaunt und ziemlich
nahmslos über sich ergehen läßt,
ihr Auge auf das Gesicht des
uleins, und ein Kälteschauern
über ihr heißes, glückliches Ge
.
ie weiß, daß die hier ist, um sie
erwachen, daß jede Zärtlichkeit von
erzählt und gewogen wird und
den Richtertisch geschleppt, wo sie
ber im Ernst berathen, ob sie noch
h ist, ihres KindesMutter zu sein,
weil sie, weil sie seinen Vater
liebt.
ie wahnsinnig das ist und wie
nervoll beschränkt und verblendet,
ob nicht eine Frau voll Kirchen
und Korrektheit die schlechteste
Mutter und hart und verständ
os für ihre Kinder sein könnte,
als ob nicht selbst eine Unwür
mit liebreichem Herzen und be
nden Händen verstehend ihr Kind
angen könne. Wie dumm sie wa
die Richter! Die machten ja so
die Glaubwürdigkeit von der
le und Korrektheit des Herzens
ängig. Wie sollten Männer das
wissen, woher es fühlen, daß
uen nicht schlecht davon werden
nen, nur gut, nur besser, wenn sie
n. In Mutterfragen sollten
uen sprechen dürfen, Frauen hät
ihr erlaubt, ihr Kind mit sich zu
nen.
nd sie liebkoste das blonde Köpf
mit erneutem Schmerz. „Lucy,
ücke deine Schleifen nicht," er
nt das Fräulein, und die kleinen
de machen sich wirklich von den
tterarmen los und streichen und
ten an sich so sorgfältig, wie der
er korrekte Vater daheim es thut.
Sie hatte sein Haus verlassen,
willig," wie das Wort lautete —
atte so viel gelernt in letzter Zeit
und war auch auf seine Aufforr
ung nicht zurückgekehrt.
nd nun „schwebte" ihre Scheid
klage. Sie schwebte! Was für
te sie hatten, poetische auch noch
die trivialste, roheste Sache der
t. Sie schwebte wirklich wie ein
nkelschwert über ihrem Haupte,
niederfallen mußte und die Gren
heben, die ihr Kind ihr zuwies oder
ihr schied.
ier diese armseligen Zusammen
te, jede Woche eine Stunde, wa
alles, was richterlicher Entscheid
inzwischen zugestanden. Weil sie
geweigert, ihres Mannes Haus,
n in seiner Abwesenheit, noch zu
eten. Und in das Haus ihrer
ter, die er haßte von je und jetzt
als das Vorbild verdächtigte, das sie
der Augen gehabt, wollte er sein Kind nicht schicken. Und das war in der Ordnung gefunden worden; sie wußte nicht warum. Und von der Freude dieser Stunde lebte sie nun.

„Lucy darf nicht wieder Schokolade trinken, gnädige Frau, sie thut sonst nichts zu Tisch; der Herr Professor hat es verboten."

„Wollen Sie mich meine Stunde" — wie traurig zuckend sie das „meine Stunde" sagte — „allein mit Lucy lassen? Bitte!"

Es wurde ihr so schwer das „Bitte", wo sie sonst befehlen durfte und das Befehlen verstanden.

„Bedaure sehr, gnädige Frau," und ein rohsüchtig boshaftes Flimmern war in den wimperlosen, falschen Augen, und ein höhnendes Lächeln um den schmalen Mund.

„Der Herr Professor hat mir verboten, Lucy zu verlassen."

Sie hieß das Kind weiter plaudern und that, als hätte sie auf ihren flüchtigen Wunsch kein Gewicht gelegt. Lucys befangenes Antworten war ihr noch nie so aufgefallen wie heute. Und diese eingelernten Worte und der fragende Blick auf Fräulein, ob es auch erlaubt sei, daß sie spreche!

Und wie jauchzend sonst das Kind an ihr gehangen hatte! Wie jauchzend es sonst seine Liebe gezeigt! Zur Halbheit und Unwahrheit begann sie schon es zu erziehen, wo sie dort alle bald und unwahr waren, alle. Seine strenge Mutter und seine altjüngferlichen Schwestern, die jedes Lachen an ihr bewacht und bekämpft.

Einstudirt klang alles, was der holde Mund sprach, und mit einem so seelenlosen Stimmchen sprach, daß es einen zum Aufschreien schmerzen konnte. Ein altkluger Zug umflog die lieblichen Lippen, den sie von Woche zu Woche sich vertiefen sah, oder war es gar ein Zug von Gram? Abgerichtet war, was sie eben erwidert, und abgerichtet klang die Puppengeschichte auch, die sie jetzt erzählte. Wie mußte des Kindes Reinheit sich trüben unter dem Zwiespalt seines jungen Lebens. Aber was wußten die davon, daß sie des Kindes Seele befleckten und seine Gedanken zur Lüge verkehrten? Wenn Lucy nur zweimal des Tages gebadet und zu jeder Stunde blüthenweiß gekleidet war! Sie hatten so viel mit Reinlichkeit zu thun, daß sie von Reinheit, die Selbstvergessen ist, nichts wußten, nichts wissen konnten.

Wie jammervoll es war, daß der junge Mund heute schon ganz genau, ganz genau wußte, was er der Mama sagen durfte, und was er zu verschweigen hatte, um zu Hause dann vor dem Papa noch einmal die gleiche Taktik zu üben und die gleiche Komödie. Armes, süßes Ding!

Und zum ersten Male kam ihr zum Bewußtsein, wie ihres Lebens Erleben viel mehr noch des Kindes Unglück geworden als ihr eigenes. Sie war doch wenigstens frei geworden, frei! Und die Welt da draußen stand tausendfältig da und lockte und lachte. Nur, daß sie das Wiederlachen noch nicht recht gelernt. Aber sie würde es doch lernen mit der Zeit.

Nur ihr Kind! Das würde statt der herzwarmen Heiterkeit, die sie ihm hätte schenken können, ein kaltes Lächeln haben, und Schatten würden ihm überall die Sonne verdüstern, die goldene Sonne, die überall war, wo man sie sehen wollte. Und statt der jauchzenden Liebe zur Schönheit, die die Seele reich macht, wird es nur die Sehnsucht kennen lernen in dieser furchtbaren Welt der Wohlanständigkeit und der Reinlichkeit und der ewigen Regeln, in der man sie vielleicht noch lange ließ. Und nur manchmal — Lucy war doch Blut von ihrem Blute — wird sie ahnen, daß es eine Welt geben müsse über diese hinaus, eine Welt der Schönheit, der Reinheit und der Menschlichkeit. Aber ihre Schwingen werden zu schwach sein, sie dahin zu tragen, wenn ihre Mutter jetzt länger duldet, daß sie zur Feigheit und zum Unterhalt erzogen wird. Und um ihretwillen! Nein, das Kind soll nicht länger lügen müssen und wägen lernen, was es spricht, und verleugnen, was es fühlt von Wärme und Liebe, so dicht bei ihr. Es soll nicht länger hingeworfen werden zwischen zwei Polen, die sich haßend befehden und gleicherweise von ihm Besitz ergreifen wollen; seine Ruhe ist ihr zu heilig dazu.

Lieber — lieber muß sie jetzt verzichten auf das Wiedersehen hier, bis alles geklärt. Ganz, ganz konnten sie ihr das Kind doch nicht nehmen, nur weil sie mit seinem Vater nicht länger leben gewollt und leben gekonnt, einmal würden sie es doch wiedergeben müssen, weil sie die Mutter war.

Und gequält von den bewachenden Augen ihr gegenüber, die ihre Züge studieren, kommt in den vernur'ten, schmerzenden Stolze die Verzweiflung über sie und kalter Trotz neben allem Edlen, was sie leitet. Und sie vergißt alles, vergißt, wie sie sich selber schlägt, und vergißt auch das armselige bischen Klugheit, das sie bei allem Geiste und allen künstlerischen Gaben von je nur besessen, und spricht kurz, in schroffen, schnellen Sätzen, ehe es sie reuen kann:

„Ich will nicht mehr. Sagen Sie es dem Herrn Professor. Er brauche Lucy nicht mehr heraufschicken. Ich will warten."

Ein triumphirendes Lächeln zieht so etwas wie Jugend über das verblühte, unlebendige Gesicht des Fräuleins. Sie ist dem Herrn Professor mit allen Glut der stolzen Leidenschaft ergeben und weiß, daß seine Chancen in dem Kampfe um das Kind nun steigen. Wie dumm sie ist, die Frau! Sie kann sich doch denken, daß jeder Richter nun sehen wird, wie wenig Muttergefühl sie hatte im Grunde, und wie alles andere nur Theater war.

Aber die Mutter lächelt; sie ist zufrieden mit sich in allem Weh. Sie erhebt sich, weil Fräulein schon zum zweiten Male auf die Uhr gesehen. Und mit zitternden Händen hilft sie Lucy ihr Mäntelchen überziehen und ihre Handschuhe und bringt es über sich, ihr dabei, jeden Finger einzeln schüttelnd, das kleine englische Liedchen vorzusummen, mit dem sie das immer gethan hat, sonst, in lachenden Stunden. Sie will so gern Lucy zum Abschied lachen hören. Gott sei Dank, ihr Lachen ist noch das gleiche und so süß und hell wie Vogelzwitschern.

Und nun küßt sie ihr Kind und preßt den weichen, biegsamen Leib an sich, und „grüße deine Wuppen alle," sagt sie zum Abschied noch mit halber Stimme, „und erzähle ihnen, daß du bei mir gewesen bist."

Dann schaut sie ihr nach, bis der kleine trippelnde Schritt vom Lärm verschlungen und andere Bilder sich zwischen sie und ihres Kindes weiße Gestalt geschoben.

Am Boden liegt eine hellblaue Haarschleife, die hebt sie mechanisch auf, und nun sitzt sie da, wie sie vorher gesessen, mit aufgestützten Armen und mit großen, erstarrten, blicklosen Augen.

Der Duft der weichen Kinderhaare ist in dem seidenen Bande geblieben; sie athmet ihn ein, und urplötzlich weint sie auf, weint, wie sonst nur Kinder weinen, lange, hoffungslos, haltlos.

Weltvergessen bleibt sie so und achtet nicht auf die Blicke, die sie erschreckt getroffen und erbarmend auf ihren Schultern liegen bleiben, die noch zucken, wie sie still geworden ist.

Der geniale Mensch.

Novelette von Paul A. Kirstein.

„Mein liebes Kind" — die Schwiegermutter sprach es in fast drohendem Tone — „wecke mir den Hans nicht! Du weißt er ist ein bedeutender Mensch — ein Genie! Er muß sich ausleben können, und dazu gehört vor allem, daß man ihn in seiner Ruhe nicht störe! —"

„Aber, Mama! Der Bote draußen ist schon zum dritten Male da!"

„Soll er wiederkommen! Mein Sohn braucht seinen Schlaf!"

Tief seufzend ging Frau Regina aus der Thür. Sie wußte ja, so lange die Schwiegermutter da war, hatte sie keinen Willen. Aber es war ihr nicht leicht ums Herz. Sie haßte diese Unordentlichkeit in der Lebensführung, dieses ewige Fortschicken der Lieferanten, die schließlich ungeduldig wurden und einfach an die Gerichte gingen. Es war ihr auch nicht recht, daß ihr Mann jetzt noch, wo die Uhr schon auf einsging, im Bette lag und schlief, statt bei der Arbeit zu sitzen und an ein Vorwärtskommen zu denken. Aber sie mußte still halten. Er war ein „genialer Mensch" — das hatte man ihr vom ersten Tage an, wo sie ihn kennen lernte, immer wieder erzählt, und alles, was er that, kam dem zugute. Von einem „genialen Menschen" konnte man ja auch freilich nicht verlangen, daß er lebte, wie der erste beste Bürger. Der brauchte den erweiterten Horizont, der mußte die Kleinlichkeiten der Philister verachten und sich hinwegsetzen über all die Nichtigkeiten, die sonst das Leben einengen.

Ach, sie hätte gewünscht, er wäre weiter nichts als ein simpler, streitsamer Mensch, der seine Pflicht thut, der nicht immer nur an Weltverbesserung denkt, ohne je auch nur einen Schritt, eine Handreichung zu thun!

Denn daß er fast jede Nacht in der Kneipe verbrachte und dann tief hinein bis in den Mittag schlief, war ihr durchaus kein Zeichen hohen Geistes. Das erschien ihr vielmehr als ein Mangel an Energie und sittlichem Halt, ohne die ein Arbeiten und Vorwärtskommen nicht möglich war.

Frau Barmann, die Mutter ihres Mannes, belehrte sie jedoch gleich eines anderen.

„Sieh' mal, Kind," sagte sie, als Frau Regina, die Stirn in Sorge und Aerger etwas gefaltet, wieder in das Zimmer trat, „sieh mal, ich verstehe mich nicht! Weil so ein Einfaltspinsel den Muth hat, mit seiner Rechnung zu kommen, willst du den guten Hans aus seinem Schlummer wecken. Nun, sag einmal, wann soll er denn schlafen?"

Frau Regina stand am Fenster. Ganz kurz gab sie zur Antwort: „Des Nachts!"

„Aber, Kind" — Frau Barmann rang die Hände — „weißt du denn nicht, daß Leute veranlagten Menschen, deren Nerven und Instinkte feiner sind, als die unseren — daß denen das grelle Tageslicht störend und unangenehm ist! Daß sie erst zu leben beginnen, wenn die Schatten der heranbrechenden Nacht wohlthuend die Welt bedecken, und erst dem künstlichen Licht behaglich, anregende Wärme strahlt?"

Frau Regina zuckte mit den Achseln. „Nein!" sagte sie wieder kurz. „Das hatte ich noch nicht gewußt! Bisher war mir nur bekannt, daß ein ordentlicher Ehemann den Tag nutzt und an die Zukunft denkt!"

Die alte Frau Barmann lachte höhnisch auf.

Das reizte die junge Frau. Erregter fuhr sie fort: „Mein Mann aber verschläft den Tag und denkt nur ans Dummeln. Wenn das „genial ist —"

Ihre Schwiegermutter zuckte zusammen. Sie empfand das Herumreißen des Wortes „genial" als einen besonderen ihr geltenden Stich. „Mein liebes Kind," sagte sie mitleidig, „ich habe es halb gewußt, daß du meinen armen Sohn nicht verstehen würdest. Statt daß du ihm dankbar bist, daß er dich an seine Seite nahm, willst du ihn nur an allen seinen Plänen hindern, willst du ihn zu dir herabziehen."

„Dankbar?" Reginas Augen blitzten. „Wofür soll ich ihm dankbar sein? Dafür, daß wir jetzt dicht vor dem Ruin stehen? Daß wir zugrunde gehen, wenn er sich nicht bald ermannt und ein anderes Leben beginnt?"

Sie wurde unterbrochen. Der „geniale Mensch" hatte die Thür geöffnet und trat im Morgenanzug, noch ziemlich verschlafen, in das Zimmer.

Mit ausgebreiteten Armen ging die Mutter auf ihn zu.

„Mein armer Junge, mein Sohn!"

Er wehrte sie lächelnd ab. „Ja, ja, laß man!" Dann wandte er sich zu seiner Frau. „Was war denn hier eigentlich? Worüber strittet ihr?"

„Sie versteht dich nicht, mein Sohn, sie hält dich für faul."

„Für faul?" Er sah etwas beschämt zu seiner Frau hinüber.

„Nein, Hans, nicht gerade für faul! Ich weiß wohl, daß die Phantasie sich nicht einspannen läßt, wie ein Zugthier, daß der schaffende Künstler auch eine Ruhe und Erholungszeit haben muß, nur — bei dir dauert sie bald zwei Jahre. Fast so lange als wir verheirathet sind. Und wenn du dich nicht bald ermannst, stehen wir vor dem Untergang. Wir sollen zahlen, und uns fehlen die Mittel; wir sollen leben und wir wissen nicht wovon!"

„Aber Regina" — er streichelte ihr die weichen blonden Haare — „wenn wir nichts mehr haben, na — dann machen wir einen Punkt und borgen uns etwas."

Regina konnte seinen Scherz nicht mehr belächeln. Das war eben so seine Natur.

Für alles ein Lächeln, für alles einen Witz, einen augenblicklichen schnellen Rath, ein Ueberbrücken des peinlichen Moments, und dann war die Sache erledigt. Weiter denken, so auf einige Zeit hinaus — das that er nicht. Dazu war ihm seine Seelenruhe zu lieb, zu kostbar.

Fast hatte man ihn von Kindheit an dazu erzogen. Sein Vater war ein tüchtiger ernster Mensch, ein Musikliebhaber, wie es nur wenige gab, aber die Verhältnisse zwangen ihn aus seiner Vorliebe heraus und nöthigten ihn zu einem Erwerb.

Als Magistratssekretär verbrachte er sein Leben mit seinem Verstand bei den ewig staubigen Akten, mit seinem Herzen bei der edlen Kunst.

Als sein Sohn groß geworden war, sah er mit Freuden auch in ihm die Neigung für das Hohe und Schöne und mit fast eifersüchtiger Liebe suchte er sie zu erwecken und zu vergrößern. Alles, was ihm einst versagt geblieben war, das sollte dem Hans jetzt, wievon selbst in den Schoß fallen. Keine Sorge sollte ihn stören, kein Kummer ihn hindern — er sollte sich selbst und seiner eigensten Persönlichkeit leben können.

Schon auf der Schule räumten sie ihm deshalb alles aus dem Wege, was er mit Unmuth begann. Er war ein guter und auch ein begabter Schüler, aber er verlernte es, sich selbst zu zügeln und zu halten.

Wie jeder Schüler, begann er in einem gewissen Alter, die Lehrer zu karikiren und seine Hefte mit Zeichnungen zu füllen. Und was er machte, zeugte von ganz entschiedenem Talent. Sinn für Formvollendung und Schönheit, für Gedanken und Phantasie, wurden in ihm wach, aber es waren doch immer nur die Arbeiten eines Schülers, eines unreifen Jünglings.

Für den Vater jedoch bedeuteten sie mehr. Der sah in ihnen das Keimen einer großen Kunst, die Vorläufer einer epochemachenden Zukunft, die ersten Sprossen einer schwindlig hohen Ruhmesleiter.

Und von jener Zeit an sprach man überhaupt nur noch von seinem Talent. Er wurde ein Genie, noch bevor er etwas eigentliches geleistet hatte. Doch man drängte ihn auch nicht dazu. Man wartete; denn das Genie mußte sich doch von selbst entfalten, ohne gewaltsame Mittel.

Doch es entfaltete sich nicht, solange man auch Hoffnung hegte. In der „Wartezeit" hatte er natürlich keinen bestimmten Beruf ergriffen, sondern hatte ganz einfach noch wie vor aus der Tasche seiner Eltern gelebt, und als er es eines Tages für „genial" fand, zu heirathen, na, da versprach er zwar, sich eine Stellung zu suchen, er that es aber nicht, sondern verbrauchte die paar Tausend Mark seiner Frau und mariete noch immer. . .

An seiner Mutter hatte er einen großen Schutz, aber seine resolute junge Frau — die konnte das nicht mehr ertragen. Ganz energisch begann sie gegen ihn aufzutreten. Sie glaubte an sein Können nicht mehr, nicht mehr an sein Talent und seinen Willen zum Arbeiten. Sie sah in ihm nur einen Faullenzer, der sich mit großen Worten umgab, und zu bequem für die kleinste Thätigkeit war.

Sie selber hatte sich schon seit Wochen ein kleines Putzgeschäft eingerichtet, das langsam im Aufblühen war und eine Zukunft versprach.

Die gute Frau Barmann hatte das sehr recht gefunden, aber als die Schwiegertochter nun auch verlangte, daß ihr Sohn sich eine bestimmte Thätigkeit suche, da wär sie empört.

„Nein," rief sie, „er darf es nicht thun! Er darf sich nicht wegwerfen und seine schöne Zeit, die er für höhere Zwecke verwenden kann, im niederen Tagesdienst verbrauchen!"

„Gut," sagte Frau Regina, „dann bleibt mir nur eins: dann muß jeder von uns seinen eigenen Weg gehen. Um seines „Genies" willen will ich nicht zugrunde gehen."

Und in rascher Entschlossenheit miethete sie sich einen Laden und siedelte dahin über. Sie hatte ihrem Manne noch einmal die Wahl gelassen. Er hatte dazu gescherzt und gelächelt. Da ging sie fort.

Hans stand im Anfang ganz verwundert. Das hatte er nicht erwartet. Er schüttelte immer nur den Kopf. „Es kann nicht möglich sein, es kann nicht!"

Seine Mutter wollte ihn trösten. „Sie war deiner nicht werth, sie verstand dich nicht!"

Er wehrte sie weit ab und schob sie von sich. „Du sagst das so hin — und weißt nicht, was sie mir war!"

In ihm wurde auf einmal etwas Neues, etwas Unbekanntes wach, das er vorher nie wahrgenommen.

Still ging er in seinem Zimmer auf und ab. Vergeblich suchte er nach all den Erleichterungen, die sie ihm sonst geboten, und merkte erst jetzt, wie viel er mit ihr verloren. Es war ihm so, als wäre sie sein letzter Halt gewesen. Was war er denn eigentlich im Leben? Was hatte er schon geleistet? Nichts, nichts! Ein paar Bildchen, die Verwandte gekauft hatten, ein paar Karikaturen, die in kleinen Blättern erschienen waren, das war alles. Ein trauriges Resultat für einen, der die dreißig schon überschritten hat!

Und nun die Einsamkeit um ihn herum! Die Einsamkeit, die er so schwer ertragen konnte! Dann seine Mutter! Er fühlte es, daß sie ihm nichts mehr sein konnte. Wie schlecht hatte sie ihn im Leben berathen, wie schlecht hatte sie seine Frau behandelt, seine Regina, die ihm einst so felsenfest, so treu vertraut hatte, daß sie ihn nahm, trotzdem er nur versprechen konnte, sich eine Existenz zu schaffen.

Und nicht einmal das hatte er erfüllt!

Ihm stieg die Röthe der Scham in die Wangen. Aber das — das wollte er wenigstens nachholen! Eine Stelle wollte er sich jedenfalls suchen, denn die — mußte er ja jetzt doch haben. Es blieb ihm ja nichts zum Leben.

Er nahm die Zeitung in die Hand und blätterte in den Annoncen.

Aber, was war denn das? Er stutzte. Seine Frau suchte einen jungen Mann, der das Lager verwalten und die Bücher führen konnte. Seine Frau!

Eine Viertelstunde später zog er sich zum Ausgehen an. Seiner Mutter sagte er nichts, aber er hastete so rasch durch die Straßen, daß er die Menschen im Vorübergehen fast umrannte. Bescheiden öffnete er die Ladenthür zu dem Geschäft seiner Frau.

„Ich möchte mich um die ausgeschriebene Stelle bewerben," sagte er leise.

Mit unwillig gerunzelten Brauen blickte Frau Regina von der Arbeit auf.

„Hans, mir scheint, es ist wirklich nicht mehr Zeit zu solchen Scherzen!"

Er schüttelte ernsthaft den Kopf. „Regina, es ist kein Scherz. Ich will dir wirklich zeigen, daß ich nicht ganz so schlecht bin, wie du denkst, daß ich den Willen habe, zu arbeiten und zu schaffen!"

Da trat sie auf ihn zu und sah ihm tief in die Augen.

„Hans — sag ehrlich, ist es dein Ernst? Willst du mir helfen, willst du arbeiten? Daß wir anständige Menschen bleiben und unsere Pflichten erfüllen können?"

Er nickte. „Ja, Regina, ich will es gern, und ich verspreche es dir — ehrlich und fest! Ich weiß ja erst jetzt, was ich an dir verloren hätte, und wie häßlich und leer mein Leben war!"

Da wurden ihre Augen feucht. Wieder, wie am Tage der Hochzeit, reichte sie ihm beide Hände: „Komm, Hans! Möge es zum Guten sein!" Dann führte sie ihn in das kleine Kontor.

Mit Lust und Liebe arbeitete Hans sich ein. Merkwürdig aber — von jenem Tage an nannte man die Frau „genial". Den Mann — nicht mehr, der hatte darauf verzichtet.

Frühlingsstürme.

Novelle von Reinhold Ortmann.

Wie sie es täglich zu thun pflegte, hatte sich Frau Gerda auch heute nach dem Essen in den zierlichen Sessel im Erker ihres Boudoirs gesetzt um zu lesen, ihre Hände aber, die in ihrer durchsichtigen Weiße und Feinheit so gar nicht die Hände einer Gutsfrau waren, durchblätterten in nervösem Spiel die Seiten, und ihre Blicke folgten den sturmzerrissenen grauen Wolken, die der Frühlingswind über den düsteren Himmel jagte. Eine trostlos eintönige und melancholische Landschaft war es, die unter diesem dunklen Himmel lag.

Eine zähe Angst faßte Frau Gerda. Wenn ihr Hoffen, ihre Freude umsonst gewesen war — wenn sie nicht kam! — Es erschien ihr ja unmöglich, daß ein Mensch freiwillig hierherkommen könnte. Vielleicht war sie noch an der Bahnstation umgekehrt — vielleicht brachte der Kutscher statt ihrer nur ein Telegramm mit einer Absage. Aber sie würde es nicht ertragen. Sie hielt es nicht mehr aus, dieses Leben hier — sie wollte fort — fort!

Zwei Jahre erst waren sie verheirathet — zwei Jahre erst war es her, daß sie mit ihm vor dem Altar gestanden hatte, mit ihm in hellem Glücksjubel hinausgefahren war in die Welt, einer lachenden Zukunft entgegen. Und in zwei Jahren waren sie einander fremd geworden, waren ihre Seelen auseinander geglitten, um sich nie wiederzufinden. Sie kannte seine Heimath nicht, als sie ihm ihr Jawort gab; aber sie hatte sich das Leben auf einem Gute als etwas Köstliches ausgemalt, als einen einzigen Freudentag mit Spazierfahrten, Jagden und Bällen, mit froher Geselligkeit und heiteren Festen. Und hierher hatte er sie geführt! In eine Einöde. Unter ernste und wortkarge Menschen, deren Sprache sie kaum verstand, und er hatte von ihr verlangt, daß sie theilnahm an seiner ernsten und schweren Arbeit. Sie aber hatte sich aufgelehnt vom ersten Tage an. Genießen wollte sie — in vollen Zügen genießen — und nicht verkümmern in irgendeinem verlorenen Erdenwinkel. Von Stunde zu Stunde fühlte sie sich unglücklicher hier, wo sie nichts als eine überflüssige Fremde war — eine Fremde auch für den eigenen Mann.

Sie hatte es längst verlernt, ihn um etwas zu bitten. Aus freien Stücken hatte er ihr vor einigen Tagen angeboten, ihre beste Freundin, die sie seit ihrer Verheirathung nicht mehr gesehen hatte, hierher einzuladen, und zum erstenmal hatte sie etwas wie warme Dankbarkeit für ihn gefühlt. Sie war so glücklich gewesen, als ein Telegramm ihr das Kommen der Freundin ankündigte! — Aber sie empfand es trotz allem wie eine schwere Kränkung, daß ihr Gatte nicht einmal heute geblieben war. Er hatte ihr gesagt, daß der Fluß, an dem das Dorf gelegen war, über seine Ufer zu treten drohte, daß es gälte, die schadhaften Dämme zu schützen, um einer ungeheuren Gefahr vorzubeugen, und daß es seine Pflicht sei, selbst an Ort und Stelle mitzuhelfen. Als ob die Bauern das nicht auch ohne ihn hätten thun können!

Sie horchte auf. Thüren waren geöffnet und wieder geschlossen worden; und dann — dann stand Sabine von Selbitz auf der Schwelle, lachend, strahlend und elegant, wie sie immer gewesen war, und die beiden Freundinnen hielten sich eng umschlungen.

Zitternd vor Erregung, so daß sie kaum wußte, was sie that, nahm Frau Gerda der andern Hut und Mantel ab. Sie sprach tausenderlei; sie fragte, ohne die Antwort abzuwarten. Sie nöthigte die Freundin zum Sitzen und schenkte ihr den Kaffee ein, sie lief, um noch dieses oder jenes zu holen, was das Mädchen vergessen hatte. Und dann, als sie sich behaglich am Kaminfeuer so gegenübersahen, begann Sabine zu erzählen. Von den Festlichkeiten, die sie in diesem Winter mitgemacht hatte. Sie wußte zahllose pikante Anekdoten über ihre gemeinsamen Freunde. Und Gerda hörte dem allen mit einem seltsamen, ständig wachsenden Gefühl des Erstaunens zu. Das war wirklich dereinst ihr Leben gewesen — nach diesen Dingen verzehrte sie sich seit zwei Jahren in verzweifeltem Verlangen? — Sie sprach nicht mehr; sie lauschte nur mit vorgeneigtem Kopf und weitgeöffneten, verwunderten Augen. Und endlich fiel der Freundin ihr Schweigen auf. In bedauerndem Tone sagte sie: „Aber was erzähle ich dir von all diesen schönen Dingen! — Du arme Verbannte kannst ja doch nichts davon genießen. Graf Königseck, der euch ja wohl einmal besuchte, erzählte mir mit Entsetzen von der schauerlichen Gegend, in die man dich verschleppt hat. Und ich finde, es ist beinahe noch schlimmer, als er es gemacht hat. Was, in aller Welt, fängst du nur hier an? Es ist ja unmöglich, sich hier zu amüsiren."

Das war im Grunde nichts anderes, als was Frau Gerda sich tagtäglich gesagt hatte. Aber von den Lippen der Freundin klang es ihr wie eine Herausforderung. Stolzer richtete sie sich auf, und ruhig entgegnete sie: „Man hat mich nicht hierher „verschleppt." Sabine! — Und das Leben hat wohl Gott sei Dank auch schönere Zwecke, als nur sich zu amüsieren."

Sie suchte nicht, woher ihr die Worte gekommen waren — und sie lauschte ihnen so verwundert, als hätte eine Fremde statt ihrer gesprochen. Sabine war ein wenig roth geworden, und sie lachte ein merkwürdig unangenehmes Lachen.

„Nun ja," sagte sie spitz. „Und du wirst dich ja auch wohl zu trösten wissen. Königseck erzählte mir wenigstens, daß er einen gewissen Herrn von Recknow sehr oft bei euch getroffen hätte."

Ein feines Roth färbte Frau Gerda die Wangen. Recknow war der beste Freund ihres Mannes, und der einzige, dem auch sie sich hier angeschlossen hatte.

„Ja," sagte sie, und es war etwas in ihren Augen, das die Freundin hätte warnen sollen. „Er ist ein prächtiger Mensch, und ich freue mich immer, wenn er meinen Mann besucht."

Nun hatte Sabine ihre Sicherheit und Heiterkeit wiedergefunden. Sie lachte noch einmal, und vertraulich flüsterte sie: Nun ja — daß die Herrlichkeit mit dir und deinem Mann nicht lange dauern würde, haben wir uns alle gedacht. Ich begriff ja nicht, wie du diesen langweiligen Menschen überhaupt heirathen konntest. Recknow ist sehr lustig — nicht wahr? — Aber ist denn dein Mann so dumm, daß er gar nichts merkt?"

Da fiel etwas von Frau Gerda ab, was bisher wie ein Bann auf ihrer Seele gelegen hatte. Sie stand auf, und wie befreit hob sich ihre Brust in einem tiefen Athemzuge.

„Es mag sein, daß dir mein Mann langweilig erscheint," sagte sie, und etwas Klingendes war in ihrer Stimme. „Ich aber liebe ihn, wie ich ihn am ersten Tage geliebt habe — diesen klugen und herrlichen Menschen. Ich bin stolz darauf, sein Weib zu sein — wie ich stolz darauf bin, daß er hoch über dem seichten und nichtigen gesellschaftlichen Treiben steht. Recknow aber ist ein zu vornehmer und ehrenhafter Charakter, als daß irgendwelche Verleumdungen ihn erreichen könnten."

Wie in Blut getaucht war das Antlitz der anderen, und nichts weniger als Liebe offenbarte sich in dem Blick, mit dem sie die Freundin ansah. Frau Gerda aber achtete nicht darauf. Sie hatte auf die Glocke gedrückt, und der eintretenden Zofe befahl sie, ihren Mantel zu bringen.

„Du wirst verzeihen, wenn ich dich für eine Stunde allein lasse," wandte sie sich an Sabine. „Aber ich habe einen Weg, den ich nicht aufschieben möchte — nicht für eine Stunde aufschieben." — — —

* * *

Acht Stunden lang hatten alle Männer, die das Dorf hergeben konnte, fieberhaft an der Ausbesserung des Dammes gearbeitet, gegen den die beständig wachsenden Fluten des Flusses anstobten — acht Stunden ohne die kleinste Unterbrechung. Und als ein Führer und Arbeiter zugleich hatte ihnen der Gutsherr zur Seite gestanden. Der Sturm tobte um sie her, der Regen durchnäßte ihre Kleider, und der rasende Wind drohte sie in die schlammig gelben, aufgewühlten Wogen des Flusses zu treiben. Sie aber achteten des Wetters nicht, wie sie den Sinn verloren hatten für alles, was um sie her vorging in der Welt. Keiner hatte einen Blick gehabt für die Frau, die still an die Seite des Gutsherrn getreten war — keiner geachtet auf den Ruf, der wie heller Jubel von seinen Lippen gekommen war. Was kümmerte sie fremdes Glück, wenn es galt, das einige zu schützen, das ihre Habe ausmachte! — Nun aber war die Gewalt des Frühlingssturmes gebrochen. Die Fluten stiegen nicht mehr, und der Wind, der die Wasser aufgewühlt hatte bis zum Grunde, er legte sich mählich. Ein Aufathmen ging durch die Reihen der Schaffenden; und sie sahen sich nach dem Manne um, dessen Rath und Hilfe sie allein das Gelingen ihres Werkes dankten.

Der aber hatte sich hinter die Mauer eines Hauses zurückgezogen, die ihn vor allen Blicken schützte. Sein junges Weib hielt er mit beiden Armen umschlungen; ihr Kopf ruhte an seiner Schulter, und tief senkten sich ihre Blicke ineinander, als er in überströmender Seligkeit fragte: „Gerda — ist es denn wahr, daß du mich noch liebst?"

Inniger schmiegte sie sich an ihn, und leise kam es von ihren Lippen zurück: „Ich habe ja nicht aufgehört, dich zu lieben — du Herrlicher, Einziger. Und wenn du mich noch willst — wenn du willst, daß ich dir ein Weib werde, wie ich es von der ersten Stunde hätte sein sollen — so bin ich dein bis an den Tod, du mein Geliebter!"

Noch einmal hob sich der Frühlingssturm um sie her wie zu einer brausenden Fanfare. Und ihre Lippen fanden sich zu einem Kuß, der ein heiliges Gelöbniß war wie der Brautkuß, den sie ihm dereinst gegeben.

Wer zum ersten Male kutschiert, darf knallt gern mit der Peitsche.